

Michel Foucault
Die Ordnung der Dinge

*Eine Archäologie
der Humanwissenschaften*



Michel Foucault (1926–1984), hatte von 1970 an den Lehrstuhl für die Geschichte der Denksysteme am Collège de France in Paris inne. Im Suhrkamp Verlag sind u.a. bisher erschienen: *Psychologie und Geisteskrankheit* (1968); *Wahnsinn und Gesellschaft* (1969); *Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften* (1971); *Archäologie des Wissens* (1973); *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses* (1976); *Sexualität und Wahrheit*, Bd. 1: *Der Wille zum Wissen* (1977); Bd. 2: *Der Gebrauch der Lüste* (1986); Bd. 3: *Die Sorge um sich* (1986); *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am Collège de France 1975–1976* (2002); *Schriften. Dits et Ecrits*. Bd. 1: 1954–1969 (2001), 1970–1975 (2002); *Die Anormalen* (2003).

Bitte streichen Sie
in unseren Büchern
nichts an.
Es stört spätere Benutzer.
Ihre Fachbereichsbibliothek

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: Les mots et les choses
© Editions Gallimard, 1966
Aus dem Französischen von Ulrich Köppen



2003/0693

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie
<http://dnb.ddb.de>

suhrkamp taschenbuch wissenschaft 96

Erste Auflage 1974

© dieser Ausgabe Suhrkamp Verlag

Frankfurt am Main 1971

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags, der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen sowie der Übersetzung,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Umschlag nach Entwürfen von

Willy Fleckhaus und Rolf Staudt

ISBN 3-518-27696-4

18 19 20 21 22 23 - 08 07 06 05 04 03

Inhalt

Vorwort zur deutschen Ausgabe	9
Vorwort	17
ERSTER TEIL	
1. Kapitel <i>Die Hoffränlein</i>	31
I.	31
II.	37
2. Kapitel <i>Die prosaische Welt</i>	46
I. Die vier Ähnlichkeiten	46
II. Die Signaturen	56
III. Die Grenzen der Welt	61
IV. Die Schrift der Dinge	66
V. Das Sein der Sprache	74
3. Kapitel <i>Repräsentieren</i>	78
I. Don Quichotte	78
II. Die Ordnung	82
III. Die Repräsentation des Zeichens	91
IV. Die reduplizierte Repräsentation	98
V. Die Imagination der Ähnlichkeit	102
VI. »Mathesis« und »Taxinomia«	107
4. Kapitel <i>Sprechen</i>	114
I. Kritik und Kommentar	114
II. Die allgemeine Grammatik	118
III. Die Theorie des Verbs	131
IV. Die Gliederung	136
V. Die Bezeichnung	145
VI. Die Derivation	152
VII. Das Sprachviereck	159

nehmen bedroht und vielleicht stets freiwillig oder gewaltsam in eine Anthropologie hineintaumeln läßt. Es ist zweifellos nicht möglich, den empirischen Inhalten einen transzendentalen Wert zu geben, noch, sie in Richtung auf eine konstituierende Subjektivität zu verlagern, ohne wenigstens verschwiegen einer Anthropologie Raum zu geben, das heißt einer Denkweise, in der die De-jure-Grenzen der Erkenntnis – und infolgedessen jeden empirischen Wissens – gleichzeitig die konkreten Formen der Existenz sind, so wie sie sich genau in demselben empirischen Wissen ergeben.

Die entferntesten und für uns die am schwierigsten zu umgehenden Folgen des grundlegenden Ereignisses, das der abendländischen *episteme* gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts widerfuhr, können so zusammengefaßt werden: Negativ isoliert sich das Gebiet der reinen Erkenntnisformen, nimmt gleichzeitig Autonomie und Souveränität im Verhältnis zu jedem empirischen Wissen an, läßt den Plan der Formalisierung des Konkreten und der Konstruierung reiner Wissenschaften entgegen allem entstehen und immer wieder entstehen; positiv verbinden sich die empirischen Gebiete mit Reflexionen über die Subjektivität, das menschliche Wesen und die Endlichkeit, nehmen sie Wert und Funktion von Philosophie ebenso wie an wie von Reduzierung der Philosophie oder von Gegenphilosophie.

Arbeit, Leben, Sprache

I. Die neuen Empirizitäten

Wir haben uns weit über das historische Ereignis, dessen Feststellung es galt, hinausgewagt, sehr weit hinaus über die chronologischen Grenzen jenes Bruches, der in seiner Tiefe die *episteme* der abendländischen Welt teilt und für uns den Beginn einer bestimmten *modernen* Weise der Erkenntnis der Empirizitäten isoliert. Das Denken, das uns zeitgenössisch ist und mit dem wir wohl oder übel denken, wird noch stark beherrscht einerseits durch die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts an den Tag gebrachte Unmöglichkeit, die Synthesen im Raum der Repräsentation zu begründen, und andererseits durch die dazu korrelative, gleichzeitige, aber sogleich gegen sie selbst geteilte Verpflichtung, das transzendente Feld der Subjektivität zu öffnen und, umgekehrt, jenseits des Objekts jene »Quasi-Transzendentalia« zu konstituieren, die für uns das Leben, die Arbeit und die Sprache sind. Um diese Verpflichtung und diese Unmöglichkeit in der Strenge ihres historischen Einbruchs hervorzurufen, mußte man die Analyse über das ganze Denken sich erstrecken lassen, das seine Quelle in einer solchen Kluft findet. Die Erörterung mußte hastig das Schicksal oder die Neigung des modernen Denkens reduplizieren, um schließlich den Scheitelpunkt zu erreichen: diese heutige, noch blasse, aber vielleicht entscheidende Klarheit, die uns wenn auch nicht völlig das Umgehen, so doch wenigstens die fragmentarische Beherrschung und Meisterung dessen gestattet, was von dem an der Schwelle des modernen Zeitalters gebildeten Denken noch bis zu uns reicht, uns einhüllt und als kontinuierliches Fundament für unseren Diskurs dient. Die andere Hälfte des Ereignisses, wahrscheinlich die bedeutendere – denn sie betraf die Positivitäten, an denen sich unsere empirischen Kenntnisse festhaken, in ihrem Sein selbst, in ihrer Verwurzelung – ist in der Schwebelieben. Ihr gilt jetzt unsere Analyse.

In einer ersten Phase, die sich chronologisch von 1775 bis 1795 erstreckt und deren Konfiguration man durch die Werke von Smith, Jussieu und Wilkins bezeichnen kann, wurden die Begriffe der Arbeit, des Organismus und des grammatischen Systems in die Analyse der Reprä-

sensationen und den tabellarischen Raum, in dem diese sich bisher entfaltete, eingeführt oder erneut, mit einem besonderen Status, eingeführt. Ohne Zweifel war ihre Funktion bisher nur, diese Analyse zu gestatten, die Feststellung von Identitäten und von Unterschieden zu erlauben und als qualitative Elle das Werkzeug eines Anordnens zu liefern. Aber weder die Arbeit, noch das grammatische System, noch die Organisation des Lebendigen konnten durch das einfache Spiel der Repräsentation definiert oder gesichert werden, die sich zerlegte, analysierte, sich wieder zusammensetzte und sich so selbst in einer einfachen Reduplizierung repräsentierte. Der Raum der Analyse konnte also nicht umhin, seine Autonomie zu verlieren. Künftig bildet das Tableau, das aufhört, der Ort aller möglichen Ordnungen, die Matrix aller Beziehungen, die Distributionsform aller Wesen in ihrer besonderen Individualität zu sein, für das Wissen nur noch eine dünne Oberflächenschicht. Die Nachbarschaften, die es manifestiert, die elementaren Identitäten, die es umschreibt und deren Wiederholung es zeigt, die Ähnlichkeiten, die es herauslöst, indem es sie ausbreitet, die Beständigkeiten, die es zu durchlaufen gestattet, sind nichts mehr als die Wirkungen bestimmter Synthesen oder Organisationen oder Systeme, die jenseits all dieser Einteilungen fungieren, die man, vom Sichtbaren ausgehend, anordnen kann. Die Ordnung, die sich dem Blick mit dem permanenten Raster der Unterscheidungen bietet, ist nur noch ein oberflächliches Glitzern über einer Tiefe.

Der Raum des abendländischen Wissens steht vor einer starken Umwälzung: Die *taxinomia*, deren große universale Fläche in Korrelation mit der Möglichkeit einer *mathesis* sich ausbreitete und die den betonten Taktteil des Wissens bildete – gleichzeitig seine ursprüngliche Möglichkeit und den Endpunkt seiner Vollendung –, wird sich in einer dunklen Vertikalität ordnen. Diese wird dafür selbst das Gesetz der Ähnlichkeiten definieren, wird die Nachbarschaften und Diskontinuitäten vorschreiben, wird die wahrnehmbaren Einteilungen begründen und die großen horizontalen Abläufe der *taxinomia* bis zu dem etwas beiläufigen Gebiet der Konsequenzen verschieben. So erfindet sich die europäische Kultur eine Tiefe, in der nicht mehr von Identitäten, unterscheidenden Merkmalen, zusammenhängenden Tafeln mit all ihren Wegen und möglichen Bahnen, sondern von großen verborgenen Kräften, die von ihrem ursprünglichen und unzugänglichen Kern her entwickelt sind, und vom Ursprung, von der Kausalität und der Geschichte die Rede sein wird. Künftig werden die Dinge nur noch aus

der Tiefe jener in sich zurückgezogenen Dicke, vielleicht unklar und durch deren Dunkelheit verfinstert, aber stark mit sich selbst verknüpft, gesammelt oder aufgeteilt, durch die Strenge, die sich da unten in dieser Tiefe verbirgt, hilflos gruppiert, zur Repräsentation gelangen. Die sichtbaren Gestalten, ihre Verbindungen, die weißen Stellen, die sie isolieren und ihre Umrisse einschreiben, werden sich unserem Blick nur noch völlig zusammengesetzt, bereits in jener Nacht von unten gegliedert anbieten, die sie mit der Zeit hervorrufen.

Dann (und das ist die andere Phase des Ereignisses) wechselt das Wissen in seiner Positivität seine Natur und seine Form. Es wäre falsch und vor allem ungenügend, diese Veränderung der Entdeckung von noch unbekanntem Gegenständen zuzuschreiben, etwa dem grammatikalischen System des Sanskrit oder der Beziehung (beim Lebendigen) zwischen den anatomischen Dispositionen und den funktionalen Ebenen, oder auch der ökonomischen Rolle des Kapitals; und es wäre ebenso unrichtig, sich vorzustellen, daß die allgemeine Grammatik zur Philologie, die Naturgeschichte zur Biologie und die Analyse der Reichtümer zur Politischen Ökonomie geworden ist, weil alle diese Erkenntnisweisen ihre Methoden berichtigt, sich ihrem Gegenstand stärker genähert, ihre Begriffe rationalisiert und bessere Formalisierungsmodelle gewählt haben – kurz, weil sie sich von ihrer Vorgeschichte durch eine Art Selbstanalyse der Vernunft gelöst haben. Was an der Wende des Jahrhunderts sich geändert, eine irreparable Veränderung durchgemacht hat, ist das Wissen selbst als im voraus bestehende und ungeteilte Seinsweise zwischen dem erkennenden Subjekt und dem Gegenstand der Erkenntnis. Wenn man sich an die Untersuchung der Produktionskosten gemacht hat, wenn man die ideale und primitive Situation des direkten Tausches nicht mehr bei der Analyse der Wertbildung benutzt, liegt das daran, daß auf der archäologischen Ebene die Produktion als fundamentale Gestalt im Raum des Wissens sich an die Stelle des Tausches gesetzt hat und so neue erkennbare Gegenstände (wie das Kapital) hat erscheinen lassen und andererseits neue Begriffe und neue Methoden (wie die Analyse der Produktionsformen) vorschreibt. Ebenso: wenn man seit Cuvier die innere Organisation der Lebewesen studiert und dafür die Methoden der vergleichenden Anatomie benutzt, so deshalb, weil das Leben als fundamentale Form des Wissens neue Gegenstände (wie die Beziehung des Merkmals zur Funktion) und neue Methoden (wie die Suche nach Analogien) hat erscheinen lassen. Schließlich: wenn Grimm und Bopp die Definition

der Gesetze des Ablaufs und der Lautverschiebungen zu definieren versuchen, dann deshalb, weil der Diskurs als Modus des Wissens durch die Sprache ersetzt worden ist, die bis dahin nicht offenbare Gegenstände (Sprachfamilien, deren grammatische Systeme analog sind) definiert und Methoden vorschreibt, die noch nicht angewandt worden sind (die Analyse der Transformationsregeln der Konsonanten und der Vokale). In der Produktion, dem Leben und der Sprache darf man keine Gegenstände sehen, die wie durch ihr eigenes Gewicht und unter der Wirkung eines autonomen Drängens von außen einer Erkenntnis auf-erlegt worden wären, die zu lange Zeit sie vernachlässigt hätte. Man darf darin auch keine allmählich errichteten Begriffe sehen, die dank neuer Methoden durch den Fortschritt der Wissenschaften, die sich auf dem Wege zu ihrer eigenen Rationalität befinden, erstellt worden sind. Es sind fundamentale Modi des Wissens, die in ihrer rißlosen Einheit die zweite und abgeleitete Korrelation von Wissenschaften und neuen Techniken mit den noch neuen Gegenständen tragen. Die Konstitution dieser fundamentalen Bedingtheiten ist wahrscheinlich tief in die Mächtigkeit der archäologischen Schichten eingegraben. Man kann indessen einige Zeichen davon durch die Werke von Ricardo für die Ökonomie, von Cuvier für die Biologie und von Bopp für die Philologie entschleiern.

II. Ricardo

In der Analyse von Adam Smith verdankte die Arbeit ihr Privileg der ihr zuerkannten Kraft, zwischen den Werten der Dinge ein konstantes Maß festzustellen. Sie gestattete, im Tausch Bedarfsgegenstände vergleichbar zu machen, deren Eichung anderenfalls dem Wechsel ausgesetzt wäre oder einer essentiellen Relativität unterläge. Aber eine solche Rolle konnte die Arbeit nur um den Preis einer Bedingung erhalten. Man mußte annehmen, daß die Menge unerläßlicher Arbeit für die Produktion einer Sache der Arbeitsmenge gleich war, die diese Sache umgekehrt im Tauschprozeß erwerben konnte. Aber wie sollte man diese Identität rechtfertigen, womit sollte man sie begründen, wenn nicht durch eine bestimmte, mehr dunkel als klar zugestandene Assimilation zwischen der Arbeit als produktiver Aktivität und der Arbeit als Ware, die man kaufen und verkaufen kann? In diesem zweiten Fall kann sie nicht als konstantes Maß benutzt werden,

denn »sie ist so vielen Schwankungen unterworfen, als es die Waren sind, die damit verglichen werden.«²⁹ Diese Konfusion hatte bei Adam Smith ihren Ursprung in der der Repräsentation zugestandenen Vorrangigkeit: jede Ware repräsentierte eine bestimmte Arbeit, und jede Arbeit konnte eine bestimmte Menge von Waren repräsentieren. Die Aktivität der Menschen und der Wert der Dinge kommunizierten im transparenten Element der Repräsentation. Dort findet auch die Analyse von Ricardo ihren Platz und den Grund ihrer entscheidenden Bedeutung. Sie ist nicht die erste, die der Arbeit einen bedeutenden Platz im Spiel der Ökonomie zuweist, aber sie läßt die Einheit des Begriffes aufbrechen und unterscheidet zum ersten Mal auf radikale Weise jene Kraft, jene Mühe, jene Zeit des Arbeiters, die gekauft und verkauft werden, und jene Aktivität, die der Ursprung des Wertes der Dinge ist. Man hat also auf der einen Seite die von den Arbeitern angebotene Arbeit, die die Unternehmer annehmen oder verlangen und die durch Lohn bezahlt wird. Auf der anderen Seite haben wir die Arbeit, die Metalle ausgräbt, die Erzeugnisse produziert, Gegenstände fabriziert, Waren transportiert und so austauschbare Werte bildet, die vor ihr nicht existierten und ohne sie nicht erschienen wären.

Sicher kann für Ricardo wie für Smith die Arbeit sehr wohl die Äquivalenz der Waren messen, die durch den Kreislauf des Tausches gehen: »In den frühen Stufen der gesellschaftlichen Entwicklung ist der Tauschwert jener Waren oder das Gesetz, welches bestimmt, wieviel von einer Ware für eine andere hingegeben werden muß, fast ausschließlich von der verhältnismäßigen Menge Arbeit abhängig, die auf jede verwandt wurde.«³⁰ Aber der Unterschied zwischen Smith und Ricardo besteht in folgendem. Für den ersten kann die Arbeit, weil sie in Tagen der Subsistenz analysiert werden kann, als gemeinsame Einheit für alle anderen Waren dienen (von denen die für den Lebensunterhalt notwendige Menge dabei selbst ein Teil ist); für Ricardo gestattet die Arbeitsmenge die Bestimmung des Wertes einer Sache, nicht nur, weil diese in Arbeitseinheiten repräsentiert werden kann, sondern zunächst und grundsätzlich, weil die Arbeit als Produktionstätigkeit »die Quelle jeden Wertes« ist. Dieser kann nicht mehr wie in der Klassik ausgehend vom Gesamtsystem der Äquivalenzen und der Fä-

²⁹ David Ricardo, *Grundsätze der politischen Ökonomie und der Besteuerung* [Ökonomische Studientexte. 1], Berlin 1959, S. 12.

³⁰ A. a. O., S. 10 f.

higkeit der Waren zu gegenseitiger Repräsentation definiert werden. Der Wert hat aufgehört, ein Zeichen zu sein, er ist ein Produkt geworden. Wenn die Dinge soviel wert sind wie die Arbeit, die man darauf verwendet, oder wenn wenigstens ihr Wert in einem bestimmten Verhältnis zu dieser Arbeit steht, dann nicht, weil die Arbeit ein fester, konstanter, zu jeder Zeit und in allen Ländern austauschbarer Wert wäre, sondern weil jeder beliebige Wert seinen Ursprung in der Arbeit hat. Und der beste Beweis dafür ist, daß der Wert der Dinge mit der Arbeitsmenge zunimmt, die man darauf verwenden muß, wenn man sie produzieren will. Aber er ändert sich nicht mit der Erhöhung oder der Senkung der Löhne, gegen die die Arbeit wie jede andere Ware ausgetauscht wird.³¹ Wenn die Werte auf den Märkten zirkulieren und gegeneinander ausgetauscht werden, haben sie durchaus noch eine Kraft der Repräsentation. Aber diese Kraft ziehen sie im übrigen aus jener Arbeit, die primitiver und radikaler ist als jede Repräsentation und die infolgedessen nicht durch den Tausch definiert werden kann. Während im klassischen Denken der Handel und der Warentausch als unübergehbare Grundlage für die Analyse der Reichtümer dienen (und dies sogar noch bei Adam Smith, wo die Arbeitsteilung durch die Kriterien des unmittelbaren Tausches bestimmt wird), wird seit Ricardo die Möglichkeit des Warentausches auf die Arbeit gegründet. Und die Theorie der Produktion muß künftig stets der der Zirkulation vorausgehen.

Das hat drei Konsequenzen, die wir berücksichtigen müssen. Die erste ist die Errichtung einer Kausalkette völlig neuer Form. Im achtzehnten Jahrhundert kannte man sehr wohl das Spiel der ökonomischen Determinationen. Man erklärte, wie das Geld das Land verlassen oder zufließen konnte, wie die Preise stiegen und sanken, wie die Produktion wuchs, stagnierte oder abnahm. Aber all diese Bewegungen wurden von einem tabellarischen Raum aus definiert, in dem die Werte sich gegenseitig repräsentieren konnten. Die Preise stiegen, wenn die repräsentierenden Elemente schneller wuchsen als die repräsentierten Elemente. Die Produktion nahm ab, wenn die Instrumente der Repräsentation in Beziehung zu den zu repräsentierenden Dingen abnahmen, etc. Es handelte sich stets um eine kreisläufige und oberflächliche Kausalität, weil sie stets nur die reziproken Kräfte des Analysierenden und des Analysierten betraf. Seit Ricardo wird die Arbeit, in Beziehung zur Repräsentation verschoben und sich in einer Region einrich-

31 A. a. O., S. 37 ff.

tend, die dem Zugriff der Repräsentation entzogen ist, gemäß einer ihr eigenen Kausalität organisiert. Die für die Produktion einer Sache (oder für die Ernte oder ihren Transport) notwendige Arbeitsmenge, die deren Wert determiniert, hängt von den Produktionsformen ab. Gemäß dem Grad der Arbeitsteilung, der Menge und Natur der Werkzeuge, der Kapitalmasse, über die der Unternehmer verfügt, und der, die er in die Einrichtungen der Fabrik investiert hat, wird die Produktion modifiziert. In bestimmten Fällen wird sie kostspielig sein, in anderen wird sie es in geringerem Maße sein.³² Aber da auf jeden Fall die Kosten (Löhne, Kapital und Zinsen, Profite) durch die bereits geleistete und auf die Produktion angewandte Arbeit bestimmt wird, sieht man eine große lineare und homogene Folge entstehen, die die der Produktion ist. Jede Arbeit hat ein Resultat, das in der einen oder anderen Form auf eine neue Arbeit angewandt wird, deren Kosten sie definiert. Diese neue Arbeit tritt ihrerseits in die Wertbildung ein, etc. Diese serielle Akkumulation bricht zum ersten Mal mit den reziproken Bestimmungen, die in der klassischen Analyse der Reichtümer allein eine Rolle gespielt haben. Sie führt dadurch selbst die Möglichkeit einer historisch kontinuierlichen Zeit ein, selbst wenn tatsächlich, wie wir es sehen werden, Ricardo die kommende Entwicklung nur in der Form einer Verlangsamung und höchstens einer totalen Aufhebung der Geschichte denkt. Auf der Ebene der Bedingungen der Möglichkeit des Denkens hat Ricardo, indem er Bildung und Repräsentativität des Wertes trennte, die Gliederung der Ökonomie nach der Geschichte gestattet. Die »Reichtümer« organisieren sich und akkumulieren sich in einer zeitlichen Kette, anstatt sich in einem Tableau zu verteilen und dadurch ein Äquivalenzsystem zu konstituieren. Jeder Wert wird nicht nach den Instrumenten bestimmt, die seine Analyse gestatten, sondern nach den Produktionsbedingungen, die ihn haben entstehen lassen. Darüber hinaus werden diese Bedingungen durch die für ihre Produktion angewandte Arbeitsmenge determiniert. Noch bevor die ökonomische Reflexion mit der Geschichte der Ereignisse oder der Gesellschaft in einem expliziten Diskurs verbunden worden ist, ist die Historizität, wahrscheinlich für lange Zeit, in die Seinsweise der Ökonomie eingedrungen. Diese ist in ihrer Positivität nicht mehr an einen simultanen Raum von Unterschieden und Identitäten, sondern an die Zeit aufeinanderfolgender Produktionen gebunden.

Was nun die zweite Konsequenz anbelangt, die nicht weniger entschei-

32 A. a. O., S. 21 ff.

dend ist, so betrifft sie den Begriff des Mangels. Für die klassische Analyse wurde der Mangel in Beziehung zum Bedürfnis definiert: Man ging davon aus, daß der Mangel bemerkbar wurde oder sich verlagerte, wenn die Bedürfnisse zunahmen oder neue Formen annahmen. Für diejenigen, die Hunger haben, besteht Mangel an Getreide. Aber für die Reichen, die in der großen Welt verkehren, sind Diamanten Mangelware. Dieser Mangel wurde von den Ökonomen des achtzehnten Jahrhunderts, seien sie nun Physiokraten gewesen oder nicht, so gedacht, daß der Boden oder die Bearbeitung des Bodens seine Überwindung, wenigstens teilweise, gestattete, denn der Boden hat die wunderbare Eigenschaft, viel mehr Bedürfnisse befriedigen zu können als die der ihn bebauenden Menschen. Im klassischen Denken gibt es Mangel, weil die Menschen sich Gegenstände repräsentieren, die sie nicht haben. Aber es gibt Reichtum, weil der Boden in einem bestimmten Überfluß Gegenstände produziert, die nicht sofort konsumiert werden und also andere im Warentausch und in der Zirkulation repräsentieren können. Ricardo dreht die Glieder dieser Analyse um. Die scheinbare Großzügigkeit des Bodens verdankt sich in der Tat nur seinem wachsenden Geiz. Und was zuerst da ist, ist nicht das Bedürfnis und die Repräsentation des Bedürfnisses im Geist der Menschen, sondern ganz schlicht und einfach eine ursprüngliche Entbehrung.

Die Arbeit, das heißt die ökonomische Aktivität, ist tatsächlich in der Geschichte der Welt nicht vor dem Tag erschienen, an dem die Menschen zu zahlreich waren, als daß sie sich von den spontanen Früchten der Erde hätten ernähren können. Da sie nichts für ihren Unterhalt hatten, starben etliche, und viele andere wären gestorben, wenn sie sich nicht an die Bearbeitung des Bodens gemacht hätten. Je mehr die Bevölkerung sich vermehrte, um so mehr mußten neue Streifen der Erde abgeholzt, gerodet und kultiviert werden. In jedem Augenblick ihrer Geschichte arbeitet die Menschheit nicht mehr, als unter der Drohung des Todes notwendig. Jede Bevölkerung ist, wenn sie keine neuen Quellen findet, dem Untergang geweiht. Umgekehrt unternehmen die Menschen in dem Maße, in dem sie sich vermehren, zahlreichere, fernere, schwierigere, weniger unmittelbar fruchtbare Arbeiten. Die Drohung des Todes ist in dem Verhältnis stärker zu fürchten, in dem der notwendige Lebensunterhalt schwieriger zugänglich wird, und deshalb muß umgekehrt die Arbeit an Intensität zunehmen und alle Mittel benutzen, um sich als ertragreicher zu erweisen. So ist das, wodurch die Ökonomie möglich und notwendig wird, eine ständige und fundamen-

tale Situation des Mangels. Gegenüber einer Natur, die von sich aus untätig und bis auf einen sehr kleinen Teil steril ist, riskiert der Mensch sein Leben. Es ist nicht mehr das Spiel der Repräsentation, worin die Ökonomie ihr Prinzip findet, sondern sie findet ihren Ursprung in jenem gefährlichen Gebiet, in dem das Leben dem Tod gegenübersteht. Sie verweist also auf jene Ordnung der ziemlich doppeldeutigen Betrachtungen, die man anthropologisch nennen kann. Sie bezieht sich in der Tat auf die biologischen Eigenheiten einer menschlichen Art, von der Malthus in der Zeit Ricardos gezeigt hat, daß sie zu ständigem Anwachsen neigt und dagegen kein Heil- oder Zwangsmittel besitzt. Sie bezieht sich auch auf die Situation jener Lebewesen, die Gefahr laufen, in der sie umgebenden Natur nichts mehr zu finden, was ihre Existenz sichert. Sie bezeichnet schließlich in der Arbeit und auch in der Härte dieser Arbeit das einzige Mittel, die fundamentale Entbehrung zu negieren und einen Moment lang über den Tod zu triumphieren. Die Positivität der Ökonomie siedelt sich in dieser anthropologischen Leere an. Der *homo oeconomicus* ist nicht derjenige, der sich seine eigenen Bedürfnisse und die Gegenstände, die sie mildern können, repräsentiert. Er ist derjenige, der sein Leben verbringt, verbraucht und verliert, indem er versucht, der Drohung des Todes zu entgehen. Er ist ein endliches Wesen, und wie seit Kant die Frage nach der Endlichkeit fundamentaler geworden ist als die Analyse der Repräsentationen (diese konnte nur noch abgeleitet in Beziehung zu jener zu sein), so beruht seit Ricardo die Ökonomie auf mehr oder weniger explizite Weise auf einer Anthropologie, die der Endlichkeit konkrete Formen zuzuweisen versucht. Die Ökonomie des achtzehnten Jahrhunderts stand in Beziehung zu einer *mathesis* als allgemeiner Wissenschaft aller möglichen Ordnungen. Die des neunzehnten Jahrhunderts wird auf eine Anthropologie als Diskurs über die natürliche Endlichkeit des Menschen bezogen. Durch diese Tatsache ziehen sich Bedürfnis und Verlangen in die subjektive Sphäre, in jenes Gebiet zurück, das zur gleichen Epoche der Gegenstand der Psychologie zu werden im Begriff war. Genau dort werden in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Marginalisten den Begriff der Nützlichkeit suchen. Man wird dann glauben, daß Condillac, Graslin oder Fortbonnais »bereits Psychologen« waren, weil sie den Wert vom Bedürfnis her analysierten. Und man wird ebenfalls glauben, daß die Physiokraten die ältesten Vorläufer einer Ökonomie sind, die seit Ricardo den Wert von den Produktionskosten her analysiert hat. Tatsächlich wird man aus der Kon-

figuration herausgetreten sein, die gleichzeitig Quesnay und Condillac möglich gemacht hat. Man wird der Herrschaft jener *episteme* entgangen sein, die die Erkenntnis auf der Ordnung der Repräsentationen aufbaute, und man wird in eine andere erkenntnistheoretische Disposition eingetreten sein, die (nicht ohne sie aufeinander zu beziehen) eine Psychologie der repräsentierten Bedürfnisse und eine Anthropologie der natürlichen Endlichkeit unterscheidet.

Schließlich betrifft die letzte Konsequenz die Entwicklung der Ökonomie. Ricardo zeigt, daß man nicht als Fruchtbarkeit der Natur das interpretieren darf, was, und zwar auf stets hartnäckigere Weise, ihren wesentlichen Geiz ausmacht. Die Grundrente, in der alle Ökonomen, bis hin zu Adam Smith³³, das Zeichen einer dem Boden eigenen Fruchtbarkeit sahen, existiert nur in dem genauen Maße, in dem die Landarbeit härter und immer weniger »rentabel« wird. Sofern man durch das ununterbrochene Wachsen der Bevölkerung zur Rodung weniger fruchtbaren Bodens gezwungen ist, erfordert die Ernte dieser neuen Getreideeinheiten mehr Arbeit. Entweder der Pflug muß tiefer in die Erde dringen, oder die besäte Fläche muß größer sein, oder es bedarf einer größeren Menge Düngers. Die Produktionskosten sind also viel höher für diese letzteren Ernten als für die ersteren, die im Anfang auf reichem und fruchtbarem Boden gemacht wurden. Nun sind aber diese so schwer zu erhaltenden Erzeugnisse nicht weniger unerlässlich als die anderen, wenn man nicht will, daß ein bestimmter Teil der Menschheit an Hunger stirbt. Also werden die Produktionskosten für das Getreide von den sterilsten Landstrichen den Preis des Getreides im allgemeinen bestimmen, selbst wenn es mit zwei- oder dreimal so wenig Arbeit errungen wurde. Daher rührt der für leicht zu bearbeitenden Boden erhöhte Gewinn; er gestattet den Besitzern, ihn zu vermieten, wobei sie eine bedeutende Pacht erheben. Die Grundrente ist die Wirkung nicht einer fruchtbaren Natur, sondern eines geizigen Bodens. Nun wird dieser Geiz jedoch von Tag zu Tag stärker spürbar. Die Bevölkerung entwickelt sich, man macht sich an die Bearbeitung immer ärmeren Bodens, die Produktionskosten steigen, die Preise in der Landwirtschaft und mit ihnen die Grundrenten steigen. Unter diesem Druck ist es wohl möglich, sogar notwendig, daß der Nominallohn der Arbeiter ebenfalls wächst, damit er die Minimalko-

sten für ihren Lebensunterhalt deckt. Aber aus dem gleichen Grund wird der Reallohn praktisch nicht über das unerlässliche Maß für Kleidung, Wohnung und Nahrung des Arbeiters hinausgehen. Und letztlich wird der Profit der Unternehmer insofern sinken, als die Grundrente steigt und die Entlohnung der Arbeiter stagniert. Sie würde sogar unendlich sinken und verschwinden, wenn man nicht zu einer Grenze gelangte. Von einem bestimmten Moment an werden die Industrieprofiten zu niedrig sein, als daß man neue Arbeiter arbeiten läßt; mangels zusätzlicher Löhne wird die Zahl der Arbeiter nicht zunehmen können, wird die Bevölkerung stagnieren. Es wird nicht mehr notwendig sein, noch neues Land zu roden, das noch unfruchtbarer ist als das zuvor. Die Grundrente wird ein bestimmtes Niveau erreichen und nicht mehr den gewohnten Druck auf die Industriegewinne ausüben, die sich dann stabilisieren können. Die Geschichte wird letztlich von immer gleichem Maß sein. Die *Endlichkeit* des Menschen wird ein für allemal, das heißt für *unbegrenzte Zeit definiert* sein.

Paradoxaerweise ist es die von Ricardo in die Ökonomie eingebrachte Historizität, die jene Immobilisierung der Geschichte zu denken gestattet. Das klassische Denken konzipierte für die Ökonomie eine stets offene und stets sich wandelnde Zukunft. Aber es handelte sich tatsächlich um eine Modifizierung räumlichen Typs. Das Tableau, das die Reichtümer bei ihrer Entfaltung, bei ihrer Anordnung und bei ihrem Tausch bilden mußten, konnte wohl größer werden. Es blieb aber das gleiche Tableau, wobei jedes Element von seiner relativen Oberfläche verlor, indessen in Beziehung zu neuen Elementen trat. Die kumulative Zeit der Bevölkerung und der Produktion und die ununterbrochene Geschichte des Mangels sind es dagegen, die vom neunzehnten Jahrhundert an die Verarmung der Geschichte, ihre fortschreitende Bewegungslosigkeit, ihre Versteinerung und bald ihre felshafte Immobilität zu denken gestatten. Man sieht, welche Rolle die Geschichte und die Anthropologie im Verhältnis zueinander spielen. Es gibt Geschichte (Arbeit, Produktion, Akkumulation, Anwachsen der realen Kosten) nur, insofern der Mensch als natürliches Wesen endlich ist. Diese Endlichkeit verlängert sich wohl über die ursprünglichen Grenzen der Art und der unmittelbaren Bedürfnisse des Körpers hinaus, hört aber nicht auf, wenigstens heimlich, die ganze Bewegung der Zivilisationen zu begleiten. Je mehr der Mensch sich im Herzen der Welt niederläßt, um so mehr schreitet er in der Naturbeherrschung vorwärts, um so stärker wird er auch durch die Endlichkeit bedrängt, um

³³ Adam Smith, *Eine Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Nationen* [Ökonomische Studientexte. 3], Berlin 1963, S. 192.

so mehr nähert er sich seinem eigenen Tode. Die Geschichte gestattet dem Menschen nicht, sich seinen anfänglichen Grenzen zu entziehen, außer dem Schein nach und wenn man dem Wort Grenze den oberflächlichsten Sinn gibt. Wenn man aber die fundamentale Endlichkeit des Menschen betrachtet, bemerkt man, daß seine anthropologische Situation seine Geschichte unablässig stärker dramatisiert, sie immer gefährlicher werden läßt und sie sozusagen ihrer eigenen Unmöglichkeit annähert. In dem Moment, in dem sie an solche Grenzen rührt, kann die Geschichte nur noch anhalten, einen Moment auf ihrer Achse vibrieren und sich für immer in die Bewegungslosigkeit begeben. Aber das kann auf zwei Weisen geschehen; entweder erreicht sie fortschreitend und mit einer immer deutlicheren Langsamkeit einen Zustand der Stabilität, der in der Unbegrenztheit der Zeit das sanktioniert, wohin sie stets vorwärts geschritten ist, das, was sie im Grunde von Anfang an immer gewesen ist. Oder es kann im Gegenteil sein, daß sie einen Punkt des Umschlagens erreicht, in dem sie sich nur befestigt, insoweit sie das beseitigt, was sie bis dahin ständig gewesen ist.

In der ersten Lösung (die durch den »Pessimismus« von Ricardo repräsentiert wird) funktioniert die Geschichte gegenüber den anthropologischen Determinationen wie eine Art großer kompensatorischer Mechanismus. Sicher, sie liegt in der menschlichen Endlichkeit, aber sie erscheint darin als eine positive Figur und hervorgehoben. Sie gestattet dem Menschen, den Mangel zu überwinden, dem er ausgesetzt ist. Da diese Entbehrung jeden Tag strenger wird, wird die Arbeit immer intensiver. Die Produktion wächst in absoluten Ziffern, aber gleichzeitig mit ihr und in der gleichen Bewegung steigen die Produktionskosten, das heißt die notwendige Arbeitsmenge, um einen gleichen Gegenstand zu produzieren. Infolgedessen muß unvermeidlich ein Augenblick kommen, in dem der Arbeit nicht mehr durch die produzierte Ware entsprochen wird (sobald diese nicht mehr kostet als die Nahrung des Arbeiters, der sie erhält). Die Produktion kann das Manko nicht mehr aufheben. So wird sich der Mangel von selbst begrenzen (durch eine demographische Stabilisierung), und die Arbeit wird sich genau den Bedürfnissen anpassen (durch eine determinierte Verteilung der Reichtümer). Künftig werden die Endlichkeit und die Produktion sich genau in einer einzigen Figur überlagern. Jede zusätzliche Mühe wird nutzlos sein. Jedes Übermaß an Bevölkerung wird untergehen. Leben und Tod werden so genau gegeneinander, Oberfläche gegen Oberfläche, gestellt und beide durch ihr antagonistisches Drängen immobili-

siert und gewissermaßen verstärkt. Die Geschichte wird die Endlichkeit des Menschen bis zu dem Grenzpunkt führen, wo sie schließlich in ihrer Reinheit erscheint. Sie wird keinen Rand mehr lassen, der ihr gestattet, sich selbst zu entziehen, keine Anstrengung mehr, die gemacht werden muß, um sich eine Zukunft zu erarbeiten, keinen neuen, den zukünftigen Menschen offenstehenden Boden mehr. In der großen Erosion der Geschichte wird der Mensch allmählich all dessen entkleidet, was ihn seinen eigenen Augen verbergen kann. Er wird alle die Möglichkeiten ausgeschöpft haben, die seine anthropologische Nacktheit ein wenig verwirren und unter den Verheißungen der Zeit verbergen. Auf langen, aber unvermeidlichen, doch zwingenden Wegen wird die Geschichte den Menschen bis zu jener Wahrheit geführt haben, die ihn in sich selbst arretiert.

In der zweiten Lösung (die Marx repräsentiert) wird die Beziehung der Geschichte zur anthropologischen Endlichkeit in umgekehrter Richtung entschlüsselt. Hier spielt die Geschichte eine negative Rolle. Sie ist es, in der Tat, die den Zwang des Bedürfnisses akzentuiert, die die Entbehrungen wachsen läßt und die Menschen zur Arbeit und zur Produktion in steigendem Maße zwingt, ohne daß sie mehr als das erhalten, was ihnen zum Leben unerlässlich ist, mitunter sogar weniger. Folglich wird im Laufe der Zeit das Produkt der Arbeit akkumuliert und entgeht unerbittlich denen, die sie leisten. Diese produzieren unendlich viel mehr als den Teil des Wertes, der ihnen in der Form von Lohn wiederkommt, und geben so dem Kapital die Möglichkeit, erneut Arbeitskraft zu kaufen. So wächst unaufhörlich die Zahl derer, die die Geschichte an den Grenzen ihrer Existenzbedingungen hält. Und dadurch werden diese Bedingungen fortwährend prekärer und nähern sich dem, was die Existenz unmöglich machen wird. Die Akkumulation des Kapitals, das Wachsen der Unternehmen und ihrer Kapazitäten, der konstante Druck auf die Löhne, die Überproduktion schränken den Arbeitsmarkt ein, vermindern die Entlohnung und steigern die Arbeitslosigkeit. Eine ganze Klasse von Menschen hat, durch das Elend an die Grenzen des Todes gedrängt, unmittelbar die Erfahrung dessen gemacht, was Bedürfnis, Hunger und Arbeit sind. Was die anderen der Natur oder der spontanen Ordnung der Dinge zuschreiben, wird von ihnen als Ergebnis einer Geschichte und als Entfremdung einer Endlichkeit erkannt, die nicht diese Form hat. Diese Wahrheit des menschlichen Wesens können sie – und allein sie können es – aus diesem Grunde erfassen, um sie wiederherzustellen. Das kann nur

durch die Beseitigung oder wenigstens die Umkehrung der Geschichte, so wie sie sich bisher abgespielt hat, geschehen. Erst dann wird eine Zeit beginnen, die nicht mehr die gleiche Form, noch die gleichen Gesetze, noch die gleiche Verlaufsweise hat.

Die Alternative zwischen dem »Pessimismus« von Ricardo und der revolutionären Verheißung von Marx ist wahrscheinlich von geringer Bedeutung. Ein solches System von Optionen stellt nicht mehr dar als die beiden möglichen Weisen, die Beziehungen der Anthropologie und der Geschichte zu durchlaufen, so wie die Ökonomie sie durch die Begriffe des Mangels und der Arbeit erstellt. Für Ricardo füllt die Geschichte die durch die anthropologische Endlichkeit herbeigeführte Leere, die durch einen ständigen Mangel offenbart wird, bis der Punkt einer endgültigen Stabilisierung erreicht ist. Gemäß der marxistischen Lesart läßt die Geschichte, indem sie den Menschen seiner Arbeit beraubt, die positive Form seiner Endlichkeit hervortreten – seine materielle, schließlich freigesetzte Wahrheit. Gewiß, man versteht ohne Schwierigkeit, wie auf der Ebene der Meinung die reale Wahl verschieden getroffen wurde, warum manche für den ersten Typ der Analyse optiert und andere sich für den zweiten entschieden haben. Aber das sind abgeleitete Unterschiede, die insgesamt und für alles einer Untersuchung und einer doxologischen Behandlung unterliegen. In der Tiefe des abendländischen Wissens hat der Marxismus keinen wirklichen Einschnitt erbracht: Er hat sich ohne Schwierigkeit als eine volle, ruhige, komfortable, ja für eine bestimmte Zeit (die seine) befriedigende Figur in eine erkenntnistheoretische Disposition gestellt, die ihn günstig aufgenommen hat (da gerade sie es war, die ihm Platz einräumte), und er hatte umgekehrt weder das Ziel, sie zu verwirren, noch vor allem die Kraft, sie zu verändern, sei es auch nur um eine Daumenbreite, weil er völlig auf ihr beruhte. Der Marxismus ruht im Denken des neunzehnten Jahrhunderts wie ein Fisch im Wasser. Das heißt: überall sonst hört er auf zu atmen. Wenn er sich den »bürgerlichen« Theorien der Ökonomie entgegenstellt, und wenn er in dieser Opposition eine radikale Wende der Geschichte entwirft, haben dieser Konflikt und dieser Entwurf als Bedingung ihrer Möglichkeit nicht die Wiederingriffnahme der ganzen Geschichte, sondern ein Ereignis, das von der ganzen Archäologie mit Präzision eingeordnet werden kann und das gleichzeitig auf die gleiche Weise die bürgerliche und die revolutionäre Ökonomie des neunzehnten Jahrhunderts vorgeschrieben hat. Ihre Auseinandersetzungen werfen vergeblich einige Wogen auf

und zeichnen an der Oberfläche einige Falten ab: Es sind lediglich Stürme im Wasserglas.

Das Wesentliche ist, daß sich am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts eine Wissensdisposition konstituiert hat, in der gleichzeitig die Historizität der Ökonomie (in Beziehung zu den Produktionsformen), die Endlichkeit der menschlichen Existenz (in Beziehung zum Mangel und zur Arbeit) und die Fälligkeit eines Ziels der Geschichte vorkommen, ob diese nun unendliche Verlangsamung oder radikale Umkehr ist. Geschichte, Anthropologie und Unentschiedenheit des Werdens gehören zueinander gemäß einer Figur, die für das Denken des neunzehnten Jahrhunderts einen ihrer bedeutenden Raster definiert. Man kennt zum Beispiel die Rolle, die jene Disposition gespielt hat, um den müden guten Willen der Humanismen neu zu beleben. Man weiß, wie er die Utopien der Vollendung hat neu erstehen lassen. Im klassischen Denken funktionierte die Utopie eher wie ein Traum vom Ursprung. Die Frische der Welt sollte die ideale Entfaltung eines Bildes garantieren, in dem jedes Ding mit seinen Nachbarschaften, seinen ihm eigenen Unterschieden und unmittelbaren Äquivalenzen an seiner Stelle stünde. In diesem ursprünglichen Licht durften die Repräsentationen noch nicht von der lebhaften, scharfen und spürbaren Präsenz dessen losgelöst sein, was sie repräsentieren. Im neunzehnten Jahrhundert betrifft die Utopie den Verfall der Zeit eher als ihren Anfang. Das Denken wird nicht mehr nach Art eines Tableaus konstituiert, sondern als eine Folge, als eine Verkettung oder ein Werden. Wenn mit dem verheißenen Abend der Schatten der Entscheidung kommen wird, werden die langsame Erosion oder die Heftigkeit der Geschichte die anthropologische Wahrheit des Menschen in seiner felsartigen Immobilität hervortreten lassen. Die Zeit der Kalender wird durchaus fortlaufen können, sie wird gewissermaßen leer sein, denn die Historizität wird sich genau über das menschliche Wesen gelagert haben. Der Ablauf des Werdens mit all seinen Quellen von Drama, von Vergessen und von Entfremdung wird in einer anthropologischen Endlichkeit gefangen sein, die darin umgekehrt ihre erleuchtete Manifestation findet. Die *Endlichkeit* mit ihrer Wahrheit gibt sich in der *Zeit*, und sofort ist die *Zeit endlich*. Das große Träumen von einem Endpunkt der Geschichte ist die Utopie eines kausalen Denkens, wie der Traum von den Ursprüngen die Utopie des klassifikatorischen Denkens war. Diese Einteilung ist lange zwingend geblieben, und am Ende des neunzehnten Jahrhunderts hat sie Nietzsche zum letzten Mal leuchten las-

sen, als er sie in Flammen aufgehen ließ. Er hat das Ende der Zeiten wiederaufgenommen, um daraus den Tod Gottes und die Irrungen des letzten Menschen zu machen. Er hat die anthropologische Endlichkeit wiederaufgenommen, um daraus den gewaltigen Sprung des Übermenschen hervorbrechen zu lassen. Er hat die große kontinuierliche Kette der Geschichte wiederaufgenommen, aber um sie im Unendlichen der Wiederkehr zu beugen. Der Tod Gottes, das Bevorstehen des Übermenschen, die Verheißung und der Schrecken des großen Jahres haben vergeblich die Elemente, die sich im Denken des neunzehnten Jahrhunderts verteilt haben und dessen archäologischen Raster bilden, gewissermaßen Punkt für Punkt wiederaufgenommen; dennoch entflammen sie alle festen Formen, zeichnen sie mit ihren verkalkten Resten fremde, vielleicht unmögliche Gesichter. Und in einem Licht, von dem man noch nicht genau weiß, ob es den letzten Brand erneut entfacht, oder ob es die Morgenröte anzeigt, sieht man, wie sich der mögliche Raum des zeitgenössischen Denkens öffnet. Auf jeden Fall hat Nietzsche für uns, und noch bevor wir geboren waren, die vermengten Verheißungen der Dialektik und der Anthropologie verbrannt. ←

III. Cuvier

In seinem Plan, eine Klassifikation mit der Zuverlässigkeit einer Methode und mit der Strenge eines Systems zu errichten, hatte Jussieu die Regel der Subordination der Merkmale entdeckt, so wie Smith den konstanten Wert der Arbeit zur Feststellung des natürlichen Preises der Dinge im Spiel der Äquivalenzen benutzt hat. Ebenso wie Ricardo die Arbeit von ihrer Rolle als Maß befreit hat, um sie diesseits jeden Warentausches in die allgemeine Produktionsform treten zu lassen, ebenso hat Cuvier die Subordination der Merkmale von ihrer taxinomischen Funktion befreit, um sie diesseits jeder eventuellen Klassifizierung in die verschiedenen Organisationsebenen der Lebewesen treten zu lassen. Das innere Band, das die Strukturen voneinander abhängen läßt, ruht nicht mehr allein auf der Ebene der Frequenzen, es wird zur Grundlage selbst dieser Korrelationen. Diese Verlagerung und diese Inversion sollte Geoffroy Saint-Hilaire eines Tages übersetzen, als er sagte: »Der Körperbau wird zu einem abstrakten Wesen [...], das zahlreiche Formen annehmen kann.«³⁴ Der Raum der

³⁴ Zitiert bei Théophile Cahn, *La vie et l'œuvre d'Etienne Geoffroy Saint-Hilaire*, Paris 1962, S. 138.

Lebewesen dreht sich um diesen Begriff, und alles, was bis dahin durch den Raster der Naturgeschichte (Gattungen, Arten, Individuen, Strukturen, Organe) hat erscheinen können, alles, was sich dem Blick geboten hatte, nimmt künftig eine neue Seinsweise an.

An erster Stelle stehen dabei die Elemente oder Gruppen von verschiedenen Elementen, die der Blick, wenn er die Körper der Einzelwesen abtastet, gliedern kann und die man *Organe* nennt. Bei der Analyse in der Klassik wurde das Organ gleichzeitig durch seine Struktur und seine Funktion definiert. Es war gewissermaßen ein System mit doppeltem Eingang, in dem man exhaustiv, entweder ausgehend von der von ihm gespielten Rolle (zum Beispiel der Reproduktion) oder ausgehend von seinen morphologischen Variablen (Form, Größe, Anordnung und Zahl) lesen konnte. Die beiden Arten der Entschlüsselung deckten sich genauestens, sie waren aber voneinander unabhängig – die erste sagte das *Benutzbare* aus, die zweite das *Identifizierbare*. Diese Einteilung stößt Cuvier um. Er hebt auch das Postulat der Anpassung ebenso wie das der Unabhängigkeit auf, er läßt, und zwar in breitem Maße, die Funktion gegenüber dem Organ an Bedeutung zunehmen und unterwirft die Disposition des Organs der Souveränität der Funktion. Er löst, wenn nicht die Individualität, so wenigstens die Unabhängigkeit des Organs auf. Es ist ein Irrtum zu glauben, »es sey an einem wichtigen Organe auch alles wichtig«. Man muß »die Aufmerksamkeit mehr auf die Verrichtung selbst, als auf ihre Organe wenden«.³⁵ Vor der Definition der Organe durch ihre Variablen muß man sie auf die von ihnen erfüllte Funktion beziehen. Nun sind diese Funktionen ziemlich gering an Zahl: Atmung, Verdauung, Zirkulation und Bewegung . . . Infolgedessen taucht die sichtbare Verschiedenheit der Strukturen nicht mehr vor dem Hintergrund eines Tableaus von Variablen auf, sondern auf dem Hintergrund großer funktionaler Einheiten, die auf verschiedene Weisen ihr Ziel erfüllen und sich realisieren: »[...] das jeder Art von Organen Gemeinschaftliche, wenn man es bey allen Thieren betrachtet, sich auf sehr Weniges reducirt und daß sie sich oft nur durch ihre Wirkung gleichen, die sie hervorbringen. Diese mußte besonders in Rücksicht auf die Respiration in die Augen fallen, die in den verschiedenen Classen, durch so mannigfaltige Organe bewerkstelligt ward, daß ihre Struktur auch in keinem

³⁵ Georges Cuvier, *Vorlesungen über vergleichende Anatomie*, 4 Bde., Leipzig 1809-1810, Bd. 1 (1. Vorlesung, 5. Abschnitt), S. 52.